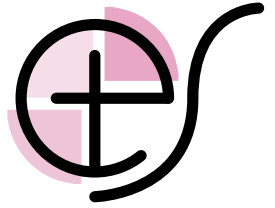


Evang. Sammlung in Württ. e.V.
Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
PVSt, DPAG, „Entgelt bezahlt“

E 47239

Evangelische
Sammlung
in Württemberg



RUNDBRIEF 33

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

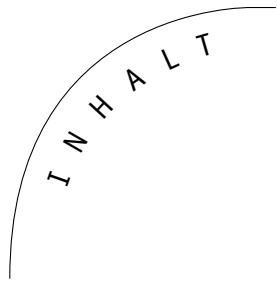


Herzliche Einladung zur
Landesversammlung 2006

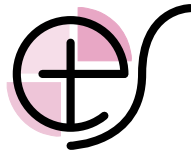
Sonntag
17. September 2006
ab 16.15 Uhr

Petruskirche, Bernhausen

Juni 2006



Evangelische
Sammlung
in Württemberg



Spiritualität – neues Allheilmittel oder alter Wein in neuen Schläuchen	Hartmut Ellinger	3
In deinem Lichte schauen wir das Licht – Quellen und Perspektiven christlicher Spiritualität	Wolfgang Huber	6
Jesus, ja! – Bodenpersonal? Nein!	Hans-Frieder Rabus	18
Interview mit der Referentin bei der Landesversammlung 2006	Maike Sachs	24
Friedrichs Vater	Elisabeth Jachan	26

Dekan Hartmut Ellinger

Spiritualität – neues Allheilmittel oder alter Wein in neuen Schläuchen?



**Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Freunde der
Evangelischen Sammlung !**

„Spiritualität“ ist zurzeit in vieler Munde, ein Modebegriff, der in sehr unterschiedlichen Zusammenhängen auftaucht. Es ist ein verhältnismäßig „junger“ Begriff. In dem sechsbändigen Standardwerk „Die Religion in Geschichte und Gegenwart – Handbuch für Theologie und Religionswissenschaft“, das ich mir vor fast 40 Jahren von den Erübrigungen meines Vikarsgehalts anschaffte, suche ich den Begriff vergeblich. Und – in der Zwischenzeit darüber belehrt, dass Spiritualität aus katholischem Wurzelgrund erwachsen sei – stelle ich voll Erstaunen fest, dass auch in dem vergleichbaren katholischen Handbuch vor 40 Jahren „Spiritualität“ nur als Verweiswort zu „Frömmigkeit“ erscheint. Wie haben sich die Zeiten geändert: Die Neuauflage meines Standardwerkes stellt für Spiritualität und ihre unterschiedlichen internationalen Ausformungen weit mehr als 10 Spalten zur Verfügung, im katholischen Bereich kann man sich sogar in einem eigenen „Praktischen Lexikon der Spiritualität“ kundig machen. Kirchliche Gruppen geben Themenhefte zur Spiritualität heraus, Vorstände großer diakonischer Einrichtungen reden von einer „spirituellen Diakonie“ wenn sie mitteilen

wollen, dass in ihren Einrichtungen auch Andachten, Gottesdienste und seelsorgerliche Gespräche zum Standardangebot gehören, Bischöfe fordern neues Achthaben auf die Spiritualität ein. Wenn ich mir das alles so betrachte, dann kommt unter dem Vorzeichen Spiritualität vieles von dem daher, was wir in unserer Jugend auf der Suche nach Formen gelebter Frömmigkeit diskutiert und praktiziert haben. Ich fühle mich in dieser Beobachtung bestätigt, wenn der ehemalige Leitende Bischof der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland (VELKD) Christian Knuth in einem Bericht feststellt: „Wo nach Spiritualität gefragt wird, wird nach lebensnahen, ja geradezu körperhaften Formen gefragt, in denen der Glaube gelebt und erlebt werden kann. In der evangelischen, besonders auch der lutherischen Tradition ist durch die Konzentration auf das Wort die Reflexion so stark geworden, dass das unmittelbare Erleben, das Zutrauen zur Verleiblichung des Glaubens zurückgedrängt worden ist. In der Suche nach Spiritualität spricht sich die Sehnsucht aus, nicht nur über Gott zu reden, sondern mit ihm, ja, Gott direkt zu erfahren.“

Bitte beachten Sie den neuen Ort der Landesversammlung:
Am 17. September 2006 sind Sie in die Petruskirche Bernhausen eingeladen.
Seit 26 Jahren waren wir Gast in die Auferstehungsgemeinde Denkendorf.
Die Evangelische Sammlung dankt für die erfahrene Gastfreundschaft.

Die fast völlige Entzauberung des Alltags, seine Rationalität und Verzweckung und weckt als Gegenbewegung das Bedürfnis nach einer ganzheitlichen Transzendenz-Erfahrung. Je stärker die wissenschaftliche, jeweils auf eine bestimmte Perspektive eingeschränkte Sichtweise auch unser Alltagsleben prägt, desto stärker wird das Bedürfnis nach einer umfassenden und zugleich persönlichen Sichtweise. Mystische Gedanken stehen hoch im Kurs, weil hier das Ich gewissermaßen Gott „spürt“.

Schließlich verbindet sich mit dem Wort Spiritualität die moderne und postmoderne Tendenz, sich nicht fraglos in ein überliefertes Frömmigkeitsmilieu einzufügen. Die Individualisierung in vielen Lebensbereichen bestimmt auch das Erleben der Frömmigkeit und des ‚eigenen‘ Glaubens und seiner Gestaltung. Der Einzelne macht sich auf die Suche nach einer Spiritualität, die zu ihm passt, die seiner Sehnsucht entspricht.

Die wachsende Zahl von Gottesdienstangeboten mit anderer als der im sonntäglichen ‚Haupt‘-Gottesdienst gefeierten Liturgie, ein neu gewachsenes Verständnis für Formen und für Gestaltungsfragen des Gottesdienstes und der rege Zuspruch, den solche Angebote finden sind Indikatoren für diese neue Sehnsucht nach Spiritualität. Das bedeutet dann freilich auch, dass wir der Gestaltung des Gottesdienstes als unserem „Kerngeschäft“ – gerade bei schwieriger „Marktlage“ – unsere besondere Aufmerksamkeit widmen müssen, wenn es denn richtig ist, dass „dem Gottesdienst nichts vorzuziehen ist“

(Benedikt von Nursia). Dies wäre ein entscheidender Beitrag zur Spiritualität.

Nun sollen unsere Gottesdienste kein Ghetto bilden, keine Sonderwelt, sondern in den Alltag hineinstrahlen. Und Spiritualität soll nicht nur auf den Sonntag begrenzt sein, sondern auch im Alltag vorkommen. Deshalb gibt es neben dem Gottesdienst am Sonntag auch alltägliche Formen der Spiritualität: Für viele von uns ist die tägliche Losung eine gute Möglichkeit, „den Glauben ins Leben und das Leben in den Glauben zu ziehen“ (Luther), mit Losung und Lehrtext der Herrnhuter Brüdergemeine verbinden und beleuchten sich unser Alltag und das Wort Gottes wechselseitig. Der tägliche Abreißkalender hilft vielen, eine alltagstaugliche Form der Frömmigkeit für sich zu finden. Auch den zunehmenden Ruf nach werktäglich geöffneten Kirchen in die man zur Ruhe und Besinnung einkehren kann, verstehe ich auf dieser Linie der Spiritualität.

Wir leben in einer Zeit, in der viele sich nicht einfach in vorgefertigte Formen einfügen, sondern jeder und jede selbst seine bzw. ihre für sie passende Form der Spiritualität finden muss. Das ist eine Chance, aber auch eine anspruchsvolle Situation. Es geht dabei ja um den Versuch, den Alltag mit den Erfahrungen des Glaubens zu durchdringen.

Christlicher Glauben richtet sich auf einen Gott, den niemand gesehen hat und sehen kann; denn er wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann.

Wir können Gott nicht in unseren Sitten und Gebräuchen „dingfest“ machen. Gott bleibt jeder menschlichen Form überlegen, sein Geist weht, „wo und wann er will“.

Daneben ist im christlichen Glauben aber auch die andere Tendenz lebendig: eben dem Gott, der wirkt, „wo und wann er will“, hat es gefallen, sich in dem Menschen Jesus von Nazareth an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit zu offenbaren. Gott „legt sich fest“ uns zuzugute.

Wir sind Menschen in Raum und Zeit, unsere Kommunikation mit Gott kann nur in endlichen Ausdrucksformen geschehen. In dem Begriff der Spiritualität sind beide Tendenzen enthalten:

Es gibt keine uns absolut bindenden äußeren Formen der Frömmigkeit und doch vollzieht sich die Gottesbegegnung in leibhaften, konkreten Formen.

Solche Gestalten und Formen die den Glauben fördern zu entdecken und einzuüben gehört zum Wesen der Spiritualität:

Der Glaube richtet sich nicht nur an unseren Verstand, sondern auch an unser Gemüt, unseren Willen, unsere Begeisterungsfähigkeit. So kann und will der Glaube an Gott eine bunte, vielfältige, lebendige Gestalt annehmen.

Die Begegnung mit Gott bedarf der Vorbereitung, der sachgerechten Einstellung, der angemessenen Haltung.

Geprägte und eingeübte Formen entlasten uns von dem Druck, in jeder Situation neu angemessene Haltungen, Formen und Worte zu finden. Bekannte Erlebens-

räume wie die Kirchenmusik, das Kirchenjahr, eine bestimmte Andachtsform helfen uns, der Wirklichkeit Gottes im Alltag zu begegnen.

Bei aller Begeisterung für eine Verlebendigung unserer Frömmigkeit sollten wir auf dem Hintergrund unserer lutherischen Tradition festhalten:

Die Gottesbegegnung ist und bleibt ein Geschenk, sie lässt sich nicht herbeizwingen, auch nicht durch Formen und Haltungen.

Darum bleibt Spiritualität bei aller Offenheit für konkrete Formen zentral auf das Wort Gottes bezogen. Die Begegnung mit Gott in seinem Wort ist die Urform unserer Spiritualität.

Hartmut Ellinger



Bischof Wolfgang Huber



In deinem Lichte schauen wir das Licht – Quellen und Perspektiven christlicher Spiritualität

Festvortrag zum 25jährigen Jubiläum des Stifts Urach am 22. Oktober 2005

Die Wiederkehr der Spiritualität

Spiritualität ist ein Wort mit wachsender Resonanz, ein aufsteigender Stern. Es hat eine Aura, an die sich Hoffnung knüpft. Die Aufmerksamkeit für Spiritualität bildet ein wichtiges Gegengewicht gegen den verbreiteten Materialismus unserer Zeit. Sie ist Ausdruck des Protests gegen die Kommerzialisierung von allem und jedem, die uns zugemessene Lebenszeit eingeschlossen. In ihr meldet sich der Widerspruch gegen einen umfassenden Herrschaftsanspruch der Ökonomie, der auch vor der Ökonomisierung der Seele nicht Halt macht – es sei denn, wir gebieten ihm Einhalt.

Deshalb besteht Grund zur Dankbarkeit dafür, dass es Orte der Spiritualität gibt, Orte, an denen wir uns der Wurzeln unserer Spiritualität vergewissern und ihre Formen üben können. Denn zur Spiritualität gehört beides, dass wir über ihre Wurzeln Klarheit gewinnen und in ihren Formen geübt sind. Deshalb bin ich gern zu diesem Jubiläumfest gekommen und beglückwünsche das „Stift Urach“ dazu, dass es seit 25 Jahren als Einkehrhaus der Württembergischen Landeskirche seine Aufgabe wahrnimmt, viele Menschen er-

reicht und manche Anfechtungen überstanden hat. Seine Wurzeln reichen ja viel tiefer, bis in das 15. Jahrhundert hinein, als der vor 560 Jahren hier in Urach geborene Graf Eberhard im Bart die Amanduskirche und den Mönchshof bauen ließ und die Brüder vom gemeinsamen Leben in die Stadt rief. Ich wünsche dem Haus sehr, dass es auf seinem derzeitigen Weg immer wieder neu Klarheit über seine Aufgaben gewinnt, Menschen erreicht und dabei – dem Thema dieses Nachmittags gemäß – ein Ort evangelischer Spiritualität ist. Denn evangelische Spiritualität wird gebraucht. Sie gehört zu den wichtigen Quellen, aus denen heraus wir Antworten finden können auf die Wiederkehr der Religionen, die unsere Zeit bestimmt. Denn zu den Kräften, die wir in dieser Zeit brauchen, gehört ein starker, persönlicher, inniger Glaube.

Manche von uns haben diese Dimension lange vernachlässigt, weil wir den Glauben so stark mit dem Handeln verknüpft haben. Die öffentliche Meinung hat uns darin bestärkt: Diakonische Werke finden mehr Anklang als Gottesdienste, soziales Engagement ist beliebter als Beten. Aber diese Verengung haben wir verinnerlicht

und angenommen, dass sich am Handeln die „Glaubwürdigkeit“ unserer Gottesbeziehung ablesen lasse. Darüber haben wir bisweilen verlernt, in Gott zu ruhen, in

knüpft: an die Einheit von Aktion und Kontemplation, von Beten und Arbeiten. Diese Tradition hat – bis hin zu kommunikativen Lebensformen – auch in der evangelischen Kirche Heimatrecht. Die reformatorische Frage nach dem guten Baum, der allein gute Früchte bringt, gewinnt neue Aktualität. Die Väter und Mütter im Glauben haben immer wieder daran erinnert, dass bei einem guten Baum nicht zuerst die Früchte des Handelns und Tuns gefragt sind, sondern die Wurzeln des Hörens, des Einfindens, des Schweigens, Betens, Staunens und Singens. Nach meiner Überzeugung sollte es nicht länger als typisch protestantisch gel-



seiner Liebe einzukehren und seine Gegenwart zu erahnen. Nun aber fangen viele wieder an, dem Einkehren in Gottes Licht, dem Heimkehren in seinen Geist, dem Staunen vor seinem Geheimnis Raum zu geben. Bei dir ist die Quelle des Lebens und in deinem Lichte schauen wir das Licht (Psalm 36,10). Die neue Zuwendung zu einer biblisch orientierten Spiritualität gehört zu den Kostbarkeiten in der derzeitigen Entwicklung unserer evangelischen Kirche. Freilich kommt es darauf an, dass die neue Spiritualität eine klare biblische Orientierung behält und dass christliche Existenz in ihrer Gänze gesehen wird: in der Einheit von Beten und Tun des Gerechten, wie Dietrich Bonhoeffer auf unüberholte Weise gesagt hat. Er hat damit an eine alte Tradition ange-

ten, dass wir das Innenleben des Glaubens, die spirituelle Landschaft im Herzen, die geistige Tiefe in der Seele vernachlässigen. Vielmehr werden wir gerade aus solcher geistigen Tiefe und theologischen Klarheit, aus dem Miteinander von theologischem Profil und spiritueller Dichte heraus auch in unseren Taten, in unserem Sagen und in unserem Trösten zu Tiefe und Klarheit kommen. Solche Tiefe und Klarheit gewinnen wir nämlich gerade dann, wenn wir erkennen, dass unser eigenes, vermeintlich großes oder kleines Ich nicht der Mittelpunkt der Welt ist. Wir können dann all den bedrängten, weinenden, verzweifelten Menschen, die unsere Welt trotz aller sozialen und diakonischen Anstrengung weiter kennen wird, zusagen und ver-

heißen, dass der Glanz Gottes dem Kummer, dem Dunkeln, dem Abgründigen und Bösen nicht das letzte Wort lässt. Sollen denn die Bedrängten, Vernachlässigten, Einsamen und Gequälten nicht nur in dieser Welt verlieren, wie es ja leider oft genug geschieht, sondern auch noch in jener Welt, aus der wir kommen, zu der wir gehen, und deren Frieden die Herzen trösten kann?

Ich bin davon überzeugt, dass neben kritischer Aufklärung und dialogischer Toleranz, neben sozialem Engagement und diakonischem Tun auch eine gereifte Innerlichkeit, auch eine an Bibel und Bekenntnis orientierte Sehnsucht nach einem Ankommen bei Gott eines der kräftigsten Widerstandsnester ist gegen allen religiösen Terrorismus und Fundamentalismus. Deshalb freue ich mich über die Wiederkehr der Spiritualität und will gern an ihr Anteil haben.

Vagabundierende Spiritualität

Doch es besteht kein Zweifel. Bei der Suche nach Spiritualität beobachten wir mancherlei Vagabundieren. Kritische Beobachter machen darauf aufmerksam. So schreibt Joachim Galuska: In unserer Gesellschaft besteht ein spirituelles Defizit und viele Menschen sind auf der Suche. Die klassischen Wege der Kirche sind aber für viele nicht gangbar, da sucht man sich dann seine eigenen – mit den entsprechenden Um- und Irrwegen. Joachim Galuska ist ärztlicher Direktor der Fachklinik für psychosomatische Medizin und Psychotherapie Heiligenfeld. Er hat es unter anderem mit Menschen zu tun, die bei dieser Suche psychisch auf der Strecke bleiben.

Die neue Spiritualität, von der Widerstandskraft gegen die Verzweckung unseres Lebens und die Instrumentalisierung unserer Seele erhofft wird, gerät selbst in den Sog des Konsumismus. Kritisch notiert beispielsweise Markus Brauck: Welcher Gott der richtige ist, wann das Ende der Welt kommt – das interessiert immer weniger. Gefragt ist, was nutzt. ... Der spirituelle Mensch als Konsument. Das Angebot entspricht der Nachfrage. Nichts führt religiösen, pseudoreligiösen und spirituellen Gruppen so sehr Menschen zu wie das Gefühl, dass die Welt mehr zu bieten haben müsste, als sie es tut. ... Die Schulmedizin genügt nicht. Die Wissenschaft genügt nicht. Psychologie genügt nicht. Kirchen genügen nicht. Es werden Tropfen heiligen Wassers aus der Quelle zu Lourdes verschickt, eingetrocknet auf Postkarten, damit man sich Flaschen davon bestellen möge, es werden spirituelle Haarschnitte angeboten, vermeintliche Experten bestimmen in Kirchen die Punkte, an denen sich Energieströme verstärken, Spiritualität vermischt sich mit Wellness und Kommerz. Eine vagabundierende Spiritualität verbreitet sich über das Land, verspricht berufliche Erfolge, Gesundheit, Kräfte zur Lebensbewältigung und Gottese Erfahrungen unterschiedlichster Art. Aber auch noch diese vagabundierende Spiritualität enthält Hinweise auf eine Sehnsucht, die Menschen ohne kirchliche Bindung mit solchen verbindet, die kirchlich engagiert sind. Sie suchen nach Erfahrungen, die stärker sind als die verwirrenden und kräftezehrenden Eindrücke des Alltags, sie suchen nach einer Mitte ihrer Lebenspraxis, die Orientierung gibt und wenigstens den Hinweis



darauf, dass das Leben mehr als alles ist. Jede Spiritualität bezieht sich auf einen Höchstwert (so die Handreichung der EKD Evangelische Spiritualität von 1979), auf etwas Absolutes, auf die Gottheit oder ihre Offenbarung, auf das Nichts oder die Leere, auf das, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Christliche Spiritualität

Spiritualität ist kein spezifisch christliches Phänomen. Es gibt selbstverständlich eine muslimische Spiritualität, es gibt die Spiritualität buddhistischer Mönche oder indianischer Riten und vieles andere mehr.

Man geht auf die Suche in fernöstlichen Traditionen, in esoterischen Praktiken, aber durchaus auch in christlichen Kirchen. Manchmal hat die Spiritualität unserer Tage weniger ein spirituelles Gegenüber im Auge als vielmehr die Methoden, die Zugang zu einem Absoluten versprechen. Atemübungen oder Phantasiereisen, Kerzen oder Klangschalen, Steinmeditationen oder Stilleübungen mögen Hilfen auf einem Wege sein, aber nicht das Ziel. Andererseits transportieren die

Methoden auch unerkannte Inhalte, die dem Suchenden verborgen bleiben und ihn, weil nicht reflektiert, ungeprüft besetzen können.

Trotz dieser vielfältigen Gestalten ist festzuhalten: Der Begriff Spiritualität ist christlichen Ursprungs. Er leitet sich vom Spiritus Sanctus, dem Heiligen Geist, her. Wo der Heilige Geist Fühlen, Denken und Handeln eines Menschen bestimmt, ist sein Leben spirituell. Frömmigkeitspraxis, Lebensgestaltung und Glaube sind in diesem Wort zusammengefasst. Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann; sondern der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten, schreibt Luther in seiner Erklärung zum Dritten Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Nehmen wir die Herkunft des Wortes ernst, dann bezeichnet Spiritualität ein Beziehungsgeschehen. Gottes Geist wirkt auf den Menschen ein, und der Mensch nimmt diese Wirkung wahr, er nimmt sie auf und setzt sie in sein Leben um. Das Gegenüber, auf das Christinnen und Christen sich beziehen, ist nicht die Leere oder ein anonymes Absolutes, sondern der Gott, der sich in Jesus Christus gezeigt und auf den hin er gelebt hat. Insofern ist christliche Spiritualität exklusiv. Aber weil dieser Gott lebendig und unverfügbar ist, ist sie nicht eng. Wie jede Beziehung gestaltet sie sich gemäß der persönlichen Lebenssituation der Beteiligten, sie bleibt ein Prozess. Christliche Spiritualität meint also nicht nur einen Sektor des Lebens, sondern das Leben im Ganzen. Sie ist eine Frömmig-

keitskultur, die authentisch gelebt wird; sie kennzeichnet den Lebensstil des Christenmenschen. Sie ist, wie Fulbert Steffensky sagt, geformte Aufmerksamkeit. Sie ist Wahrnehmung Gottes im Glück der Menschen, in der Schönheit der Natur und im Gelingen des Lebens. Sie ist aber ebenso die Wahrnehmung der Augen Christi in den Augen eines hungernden Kindes (Elisabeth von Thüringen), die Erfahrung seiner Nacktheit in einem nackten Bettler (Martin von Tours). Christliche Spiritualität ist eine Spiritualität der Umkehr. Sie folgt dem großen Finger Johannes des Tüfers auf Grünwalds Isenheimer Altar: Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen. In der Spiritualität geht es nicht um meinen Geist, sondern um den Geist Gottes. Christliche Spiritualität ist deshalb nicht Vergeistigung, sondern Verleiblichung des Glaubens im gelebten Leben.

Spiritualität ist, wie Karl-Friedrich Wiggermann zusammenfassend gesagt hat, Entfaltung des gelebten christlichen Glaubens ... Christen brauchen spirituelle Glaubenszugänge, die lebensgeschichtliche Tiefe erreichen. Sie sind wahrnehmbar in Gottesdienst, Frömmigkeit, Übung, Lebensgestaltung und elementarisierter Theologie. ... Spirituelle Glaubenszugänge zielen ... auf die verbindliche Zusage des Heiligen Geistes; sie verharmlosen nicht Anfechtungen und Zwei-



fel, sondern nehmen sie als Phänomene ihrer Zeit ernst. ... Spiritualität schafft religiöse Beheimatung. Diese wiederum setzt einen weltoffenen und weitherzigen Glauben frei, der sich in einem scheinbar alles zersetzenden Agnostizismus und Relativismus nicht auflöst, sondern auch in solchen Bedrohungen spirituelle Glaubenszugänge schafft.

Die persönliche und die öffentliche Dimension der Spiritualität

Seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts stand im Mittelpunkt der Wahrnehmung zumindest in der Evangelischen Kirche die politische und soziale Verantwortung. Auch empirische Umfragen bestätigen:

Das Soll der Kirche ist: Seelsorge, Diakonie und Verkündigung, in dieser Reihenfolge. Seelsorge firmierte dabei bezeichnender Weise unter der Feststellung: Die Evangelische Kirche kümmert sich um die Sorgen und Probleme der Einzelnen. Dreißig Jahre später aber heißt es als Ergebnis einer vergleichbaren Untersuchung: Dies sind die drei Aufgaben, die man der Kirche zuweist: Sie soll durch die Verkündigung ihrer Botschaft, durch Gottesdienste und Seelsorge geistliche Kommunikationsmöglichkeiten bereithalten, den Menschen durch Übergangssituationen helfend zur Seite stehen und sich für Notleidende einsetzen. Jetzt taucht aber auch die Erwartung auf, die Kirche sollte Raum für Gebet, Stille und innere Zwiesprache geben.

Die Verschiebung ist evident. Die politisch-soziale Aktion ist nicht in den Hintergrund getreten; aber es ist sichtbar

geworden, dass sie eine Basis braucht. Und die ist vernachlässigt worden, man lebte von der Substanz.

Die Verschiebung der Wahrnehmung und der Bedürfnisse spiegelt sich nicht nur in der Suche von Menschen, denen die gewohnte kirchliche Frömmigkeit unvertraut ist. Sondern neue Suchbewegungen zeigen sich auch im Kernbereich der christlichen Gemeinden und in der kirchlichen Mitarbeiterschaft. Besonders bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang der wachsende Wunsch der Pfarrerschaft, sich mit Fragen der persönlichen Frömmigkeit zu beschäftigen. Man sucht nach Gestaltungsmöglichkeiten im zerrissenen, oft fremdbestimmten Tageslauf, man meldet sich in den entsprechenden Häusern zu Zeiten der Meditation und Stille an, vor allem aber erhofft man eine heilende Wirkung der persönlichen Spiritualität auf das berufliche und private Leben. Ich bin politisch, weil ich fromm bin, sagt ein Pfarrer und erntet den Widerspruch einer Kollegin: Ich bin fromm, weil ich politisch bin! Man kann darüber reden, mit einer erstaunlichen Offenheit.

Pfarrerinnen und Pfarrern geht es darum, die Grundlagen ihrer Existenz nachhaltig zu vergegenwärtigen, und zwar nicht wertungsorientiert, also nicht im Zuge der Vorbereitung auf Predigt oder Unterricht. Ein Bibeltext, eine Liedstrophe sollen wirksam werden, ein Gebet soll die ganze Person mitnehmen, eine Eingebung sich entwickeln. Es geht um Futter für die Seele, um die Zufuhr geistlicher Energie, die ebenso nötig ist wie die täglichen Mahlzeiten.

Was Pfarrerinnen und Pfarrer neu entdecken und für sich entwickeln, hat in anderen Milieus die Zeiten des Traditionsab-



bruchs überdauert. Gott, lass uns dein Heil schauen, auf nichts Vergänglichem trauen, nicht Eitelkeit uns freuen; lass uns einfältig werden und vor die hier auf Erden wie Kinder fromm und fröhlich sein. Matthias Claudius hat Quelle und Perspektive der Spiritualität unnachahmlich beschrieben. Maria Jepsen zitiert diese Strophe in ihrer Einleitung zu dem Sammelband „Evangelische Spiritualität heute. Mehr als ein Gefühl“ und erinnert, gut protestantisch, daran, dass die Sorge für den kranken Nachbarn zur christlichen Spiritualität dazugehöre.

Bei den Neuanfängen christlicher Spiritualität geht es auch darum, von denen zu lernen, die in den Formen christlicher Frömmigkeit zu Hause sind. Das einfache Alphabet der Frömmigkeit lernen wir am leichtesten, indem wir uns den Erfahrungen derer anschließen, die in diesem Alphabet geübt sind. Fulbert Steffensky sagt dazu: Es ist tröstlich zu wissen, dass das eigene Haus Schätze der Weisheit birgt und dass wir nicht völlig angewiesen sind auf die Spiritualitätskonzeptionen aus anderen religiösen Gegenden. Es ist schön, wenn man über den eigenen Tellerrand schauen kann und die Schätze der anderen nicht verachten und sich selber als einzigartig erklären muss. Komisch aber wirkt man, wenn man nur in den Vorgärten der Fremden grast und der

eigenen Tradition nichts zutraut. Wenn man weiß, was die eigenen Schätze sind, dann kann man sich in Freiheit und Gelassenheit den fremden zuwenden.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass diese Sätze von einem evangelischen Theologen stammen, der über eine lange Erfahrung und eine tiefe Übung in katholischer Spiritualität verfügt – nämlich dort, wo die *vita spiritualis* in der katholischen Kirche vor allem beheimatet ist: im klösterlichen Leben. Damit hängt es zusammen, dass gegenwärtig viele Menschen ein wachsendes Interesse an den Ritualen der katholischen Kirche entwickeln. Die öffentliche Wahrnehmung beim Wechsel im Papstamt hat das gezeigt. Die evangelische Kirche wird die reichen Formen der Schwesterkirche nicht imitieren. Wohl aber erwacht eine Sensibilität für eine Übereinstimmung von Formen und Inhalten. Es hatte sich mancherorts in den Gottesdiensten unter dem Anspruch, Zugewandtheit und Nähe zu demonstrieren, eine saloppe Vertraulichkeit breit gemacht. Der Umgang mit den überlieferten Formen wurde zuweilen mit ironischem Unterton praktiziert. Diese Tendenz klingt ab. Man lernt: Nähe und Feierlichkeit passen zueinander, und eine Wiederkehr geprägter Formen ist kein Schade.

Erwachsen werden und Kind bleiben

Spiritualität ist nicht handlungsorientiert. Doch, mit Ernst gelebt, bestimmt sie menschliches Handeln zutiefst. Besorgte Kultursoziologen stellen fest: Es gibt in unserer Gesellschaft eine Weigerung, erwachsen zu werden. Das zeigt sich im Wunsch, so lange wie möglich in der elterlichen Wohnung zu bleiben, an



sehr langen Ausbildungszeiten, an der Ausweitung der Jugendkultur bis in das dritte Lebensjahrzehnt und an der späten, oft zu späten Bereitschaft, sich auf eigene Kinder einzulassen. Oder auch lebenslang in der Erwartung, andere hätten für das Gelingen des Lebens zu sorgen, vor allem der Staat; der Staat als Vater oder Mutter, die man gelegentlich hintergeht, gegen die man pubertär rebelliert und von denen man doch alles erwartet. Erfüllt der Staat diese Erwartungen nicht, wendet man sich enttäuscht ab und resigniert.

Ein Beobachter in Ostdeutschland kennzeichnet die Situation so: Angesichts von Arbeitslosigkeit und Verödung gibt es drei mögliche Reaktionen: man beginnt zu saufen, man bringt sich um oder man unternimmt was. Das Letzte tun vor allem die Christen. Ihre Entschlossenheit, etwas zu tun, bedeutet zumeist den Umzug in den Westen und damit schmerzliche Verluste für die östliche Region und für die dortigen Kirchengemeinden. Aber es macht deutlich: Christenmenschen nehmen ihre Sache in die Hand. Sie handeln als Erwachsene.

Aber Kind zu sein, sich anzuvertrauen, sich fallen zu lassen, andere in der Verantwortung zu wissen, bleibt eine tiefe Sehnsucht auch im Leben von Erwachsenen. Sie hat ihr Recht. Sie ist ein Kontra-

punkt zu den Herausforderungen des Lebens, auf die man mit selbständigen Entscheidungen und der Übernahme von Verantwortung für sich und für andere reagieren muss.

Die Frage ist: Wo bin ich Kind, wo Erwachsener? Christliche Spiritualität ist eine Antwort: Versteh dich als Kind Gottes. Lass ihm die letzte Verantwortung. Versteh dich ihm gegenüber als der Nehmende. Von ihm empfangst du Impulse und Kraft für die andere Seite deines Seins, für das Erwachsensein.

Ein vergleichbares Phänomen wie die Flucht aus dem Erwachsensein ist die verbreitete Neigung, Öffentlichkeit zu suchen, nach Möglichkeit Fernsehöffentlichkeit. Man will gesehen werden. Manche sind süchtig danach.

Dass jemand mich wahrnimmt, sich zu mir verhält, sei es anerkennend, sei es kritisch, ist wichtig für mein Selbstverständnis und für mein Selbstbewusstsein. Wenn niemand mich sieht, wer bin ich dann?

Das galt immer schon, das ist ein Aspekt des Menschen als politisches Tier, als soziales Wesen. Doch was schützt mich davor, von dieser Sehnsucht nach Anerkennung und deshalb auch von der Öffentlichkeit abhängig zu werden? Es gibt einen solchen Schutz: das Bewusstsein, dass Gott mich sieht, mich ernst nimmt, sich zu mir verhält. Deshalb ist die Geborgenheit in Gott eine Bedingung gelebter Freiheit. Wer diesen Zusammenhang in sein Innerstes aufgenommen hat, für den wird der Glaube zum Teil der eigenen Vernunft, der eigenen Sinne, der eigenen Leiblichkeit, des eigenen Verhaltens. Er hat eine spirituelle Heimat gefunden. Demgegenüber ist die Verweigerung des Erwachsenseins Ausdruck einer spirituel-

len Heimatlosigkeit. In der Sucht nach Öffentlichkeit drückt sich das Fehlen einer Anerkennungserfahrung in der Tiefe aus. Spiritualität dagegen ist zugelassenes Kindsein, das aus der Quelle des Lebens schöpft. Weil sie erwachsen werden lässt, kann sie das gesellschaftliche Leben prägen und öffentliche Bedeutung erhalten. Sie kann dabei helfen, in Gesellschaft und Öffentlichkeit Verantwortung zu übernehmen, ohne sich dabei von der Frage beherrschen zu lassen, ob man dabei selbst gut zur Geltung kommt. Das ist auch unter einem anderen Aspekt der Fall: in der Entwicklung von Werten.

Der spirituelle Hintergrund der Werte

Schöpfend aus dem kulturellen, religiösen und humanistischen Erbe Europas, aus dem sich die unverletzlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen sowie Freiheit, Demokratie, Gleichheit und Rechtsstaatlichkeit als universelle Werte entwickelt haben ... so beginnt die Präambel des – nun im Wartestand befindlichen – Europäischen Verfassungsvertrags.

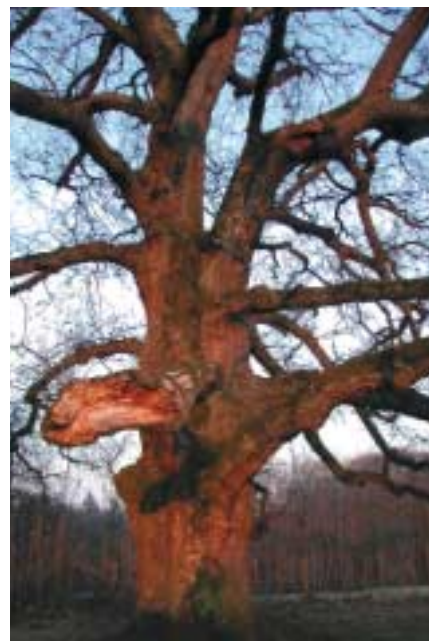
Da werden die universellen Werte auf ihre Quelle zurückgeführt, diese Quelle wird als kulturelles, religiöses und humanistisches Erbe beschrieben, aus dem Europa schöpft. Ist das eine angemessene Metapher? Was sind Werte als Erbe? Ein Nachlass? Erinnerungsstücke?

Werte sind keine Bauwerke, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart herübertragen und an große Geschichte erinnern können. Das architektonische Erbe, etwa die Porta Nigra in Trier, steht und spricht für sich. Werte sind auch keine musikalischen, literarischen oder bildnerischen

Kunstwerke. Ein Brandenburgisches Konzert von Bach, Dantes Göttliche Komödie oder ein Gemälde Rembrandts behalten ihre Lebendigkeit über Jahrhunderte hinweg. Werte vertrocknen, wenn man sie von ihren Quellen trennt. Sie verlieren ihre Überzeugungskraft, sie werden schlicht verlernt. Werte leben aus Erfahrungen, aus Bildern und Erzählungen, aus Mythen. Gerald Hüther, Neurobiologe in Göttingen, beschreibt an einem Beispiel, wie kulturell erworbene Fähigkeiten und Werte in sich zusammenfallen können. Hüther geht es um einen Basiswert, um die Liebe. Wir laufen Gefahr, so Hüther, dass es unserer Gesellschaft mit der Erfahrung über die Liebe ähnlich geht wie den Südseeinsulanern mit ihrem Wissen über die Seefahrt. Deren Vorfahren hatten einst mit unglaublich geschickt gebauten Booten den gesamten Pazifik durchkreuzt. Dabei waren sie auf die noch heute so paradiesisch anmutenden Südseeinseln gestoßen. Sie ließen sich dort nieder und wurden in dieser neuen Welt heimisch. Innerhalb kurzer Zeit wussten nur noch wenige, und nach einigen Generationen hatten sie alle vergessen, wie man seetüchtige Boote baut und auf hoher See navigiert. Liebe ist nach Hüther evolutionär angelegt als Gegenkraft zur auseinandertreibenden Kraft der Konkurrenz. Sie ist in der Gegenwart gefährdet, weil sie faktisch kaum mehr als Lösungsweg für die Lebensbewältigung betrachtet wird. Vereinzelung und ein umfassendes Konkurrenzdenken führen zu einer gefährlichen Bindungslosigkeit. Liebe in diesem Sinn ist ein Basiswert, der sich in Respekt, Solidarität und sozialer Verantwortung äußert.

Es ist dem Hirnforscher wichtig zu betonen, dass es um Erfahrungen mit der Liebe geht; nur sie, nicht gut gemeinte Appelle, führen zu den erforderlichen Verschaltungen im Gehirn. Solche Erfahrungen machen Menschen im Miteinander. Sie erleben dort aber ebenso schmerzliche Defizite an Liebe. Verlässlich ist die große Erzählung von der Liebe Gottes, die das Neue Testament darstellt. Sich in diese Liebe zu versenken, ist deshalb ein wichtiger Teil spirituellen Lebens. Auf ähnliche Zusammenhänge stößt man, wenn man fragt, was in unserer Gesellschaft eine Kultur der Barmherzigkeit gefährdet und wie sie bewahrt beziehungsweise erneuert werden kann. Denn auch dies ist eine Frage der Spiritualität. Spiritualität ist nötig, um Menschen davor zu bewahren, dass sie innere oder äußere Verunsicherung dadurch beantworten, dass sie Opfer suchen. René Girard hat diesen Mechanismus der Opfersuche immer wieder beschrieben. Es handelt sich um ein anthropologisches Grundmuster. Davon zeugen die antiken Mythen, die Sündenbockriten aller Zeiten, Hexenjagen und Judenpogrome bis hin zu Hitlers Holocaust; davon zeugen aber auch die Völkermorde, Terrorhandlungen und Menschenjagen unserer Gegenwart. Mit der Ausstoßung und Tötung eines Opfers reinigt und befriedet sich eine Gemeinschaft: sie ist heil, das Opfer nichtswürdig. Die Passion Jesu, so Girard, folgt genau diesem Muster. Mit der Hinrichtung Jesu wird der Friede zwischen Kaiphas und Pilatus hergestellt, das Volk findet seine Ruhe. Aber die Bewertung ist in den Evangelien diametral anders als in der antiken Welt: Die Täter werden verurteilt, das Opfer gerechtfertigt. Vorberei-

tet durch das Alte Testament mit der Josephsgeschichte oder mit den Berichten über Prophetenverfolgungen, bekräftigt durch die Praxis Jesu von Nazareth, erwächst aus dieser Erzählung die Kultur einer Sorge um das Opfer. Sie hat die Grenzen der christlichen Welt längst überschritten und ist weithin moralisches Allgemeingut geworden. Sie steht aber nach wie vor im Wettbewerb mit der archaischen Form der Selbsterlösung durch das Opfer – auch in unserem Land. Das zeigt sich, wenn unter jungen Leuten „Loser!“ oder „Du Opfer!“ gängige Schimpfworte sind, und wenn gerade Menschen, die bereits Opfer sind wie Asylsuchende, Behinderte oder Obdachlose noch einmal zu Opfern von Angriffen werden. Ob die Sorge um die Opfer, ob Barmherzigkeit in einer Gesellschaft lebendig ist, das hängt, so können wir folgern, davon ab, wie kraftvoll die Erzählung präsent ist, auf der die Bereitschaft zur Barmherzigkeit beruht. Die Vergegenwärtigung dieser Erzählung und ihrer Bilder – im



Gottesdienst, in der Meditation, im betrachtenden Gebet – hat für die Erneuerung einer Kultur der Barmherzigkeit große Bedeutung. Ein weiteres Beispiel kann zeigen, wie Werte, sind sie in einer Gesellschaft lebendig, zu unerwarteter Wirksamkeit kommen. Auf Betreiben von Bischof Tutu und Nelson Mandela ist nach 1994 in Südafrika die Kommission für Wahrheit und Versöhnung eingerichtet worden. Nicht die Verurteilung derer, die während des Apartheidregimes Menschenrechte verletzt haben, war deren Auftrag, sondern die Versöhnung von Tätern und Opfern. Das kann nur geschehen, wenn die Bereitschaft zur Vergebung da ist. Der christliche Impuls zu vergeben traf im schwarzafrikanischen Kontext auf die Vorstellung, dass ein Täter sein Verbrechen vollbringt, weil er seine Menschenwürde verloren hat. Die Vergebung gibt sie ihm zurück. Hier geht es also darum, nicht nur das Verzeihen des Verzeihlichen zu erwarten, sondern Bedingungen zu schaffen, unter denen es möglich wird, das Unverzeihliche zu verzeihen. Dass das in Südafrika geschehen ist, kommt einem Wunder gleich. Man hat dafür sogar rechtliche Formen gefunden – wahrscheinlich zum ersten Mal in der Rechtsgeschichte. Aber diese Atmosphäre von Wahrheit und Versöhnung hat auch eine spirituelle Entsprechung gefunden, wie sich für mich persönlich am intensivsten in dem Libertas-Chor aus Stellenbosch zeigt, einem Chor von Menschen mit unterschiedlichen ethnischen Herkunft, höchst gegensätzlicher sozialer Stellung, vielfältigen religiösen Hintergründen, aber geeint durch eine Spiritualität der Verge-

bung und des Friedens, die ihre Konzerte in einer ungeheuren Intensität prägt. Noch mehr ist dies der Fall, wenn man das Glück hat, mit diesem Chor einen Gottesdienst zu gestalten.

Die Werte, die in der Präambel der Europäischen Verfassung aufgezählt werden, beruhen auf einem Basiswert, den Artikel 1 unseres Grundgesetzes nennt: auf der Achtung der Menschenwürde. Weil sie allen Menschen zueigen ist, begründet sie deren Gleichstellung vor dem Gesetz und im gesellschaftlichen Miteinander. Geschichte und Gegenwart zeigen, dass um die Evidenz und Anerkennung der menschlichen Würde ständig gerungen werden muss. Wenn der Terror islamistischer Gruppen die Würde des Gegners nicht akzeptiert, liegt die Versuchung nahe, solchen Leuten (etwa den Gefangenen in Guantanamo) ihre Würde abzusprechen – mit allen Folgen, die daraus entstehen. Dass in diesem Monat zum ersten Mal seit dem Fall der Mauer an einer Außengrenze der Europäischen Union auf unbewaffnete Menschen geschossen und diese so zu Tode gebracht wurden, gehört für mich in diesen Zusammenhang. Spaniens marokkanische Exklaven Ceuta und Melilla sind dadurch zu so etwas wie dem Guantanamo Europas geworden: Orte, an denen Menschen der Anspruch auf Würde und rechtliches Gehör verweigert wurden. Im wahrsten Sinn des Wortes wurden sie als Sündenböcke in die Wüste geschickt. Die Bibel leitet die besondere Würde des Menschen aus der Schöpfung her: Er ist zum Bilde Gottes geschaffen. Die Formulierung aus 1. Mose 1 ist selber ein Hinweis darauf, dass die Würde, die jedem menschlichen Wesen eignet, nichts Erworbenes, sondern etwas Zugesprochenes

ist, zugesprochen von einer Instanz, die dem menschlichen Zugriff entzogen ist. Deshalb ist die Würde des Menschen unantastbar. Evolutionstheoretische oder humanistische Herleitungen tragen auf Dauer nicht.

Ist schließlich das Bezogensein auf ein Transzendentes selber ein Basiswert? Die Reduktion der Wirklichkeit auf das Messbare wird zwar von vielen Menschen in Frage gestellt. Andererseits lässt die Lebensgestaltung zwischen beruflichen Anforderungen und selbst erhobenen Ansprüchen im Freizeitbereich für ein Jenseits kaum Raum. Zudem gibt es manche Formen von Religiosität, die ohne den Bezug auf eine Transzendenz auskommen. Klaus Dörner spricht von der Diesseitsfalle, in der der Mensch vor lauter Entlastung vom Anderen, Fremden, Äußeren im Saft der reinen Immanenz schmort. Prägnant gibt Woody Allan die ambivalente Haltung vieler Zeitgenossen wieder: Natürlich gibt es eine jenseitige Welt. Die Frage ist nur: Wie weit ist sie von der Innenstadt entfernt, und wie lange hat sie geöffnet?

Ob die verfügbare Wirklichkeit als geschlossenes System verstanden wird oder ob sie in eine umfassendere Wirklichkeit eingebettet ist, der sie sich verdankt und vor der wir verantwortlich sind, ob die Welt ihrer eigenen Logik überlassen bleibt oder ob die Horizonte des Univer-



sums offen sind, das bestimmt das Lebensgefühl der Menschen grundlegend. Davon hängt ab, wie sie ihr Leben wahrnehmen und gestalten, wie sie ihren Ort im Kosmos finden, wie sie mit der Endlichkeit des eigenen Lebens umgehen. Die Möglichkeit dazu, einen solchen Ort in der Wirklichkeit zu finden, wird in den Erzählungen des Glaubens erschlossen. Damit sie wirken können, müssen sie immer wieder erinnert, meditiert und neu gedeutet werden. Sie verbinden sich mit den Personen, mit denen zusammen wir uns an sie erinnern. Sie wollen nicht nur gewusst werden, sie wollen Teil der persönlichen Spiritualität werden. Der Zugang dazu, unseren Ort in dieser größeren, von Gott bestimmten Wirklichkeit zu finden, erschließt sich in der Feier des Glaubens. Aus ihr lebt auch die persönliche Spiritualität. Aber diese Teilhabe an der Wirklichkeit Gottes will verleiblicht werden und in unserem Alltag einen festen Ort erhalten. Deshalb brauchen wir eine Übung der Spiritualität, feste Formen der Frömmigkeit, die uns in guten wie in schweren Tagen tragen und zum Schwarzbrot unseres Glaubens werden können. Dass biblische Texte – die Losungen zum Beispiel – in unserem Leben einen festen Ort haben, ist dafür genauso wichtig wie der Raum für Zeiten der Stille, die Praxis der Meditation und die Übung des Gebets.

Heute ist unser Nachdenken über Spiritualität vom Gedanken der Umkehr geprägt. Der fromme Württemberger Christoph Blumhardt d.Ä. sagte einmal: Der Mensch muss sich zweimal bekehren, einmal vom natürlichen zum geistlichen Menschen und dann vom geistlichen zum natürlichen Menschen. Evangelische Spiritua-

lität hat es mit diesem Zweiertakt zu tun, mit diesem Einatmen und Ausatmen, mit dieser Zuwendung zur Mitte wie der Rückkehr zur Weite des Lebens, damit, dass wir Einkehr halten in der Wirklichkeit Gottes und dadurch ankommen können in der Wirklichkeit unserer Welt.

Diese Spiritualität findet ihre Genüge nicht darin, dass wir uns selbst wohlfühlen, indem wir unserer religiösen Wellness einen Dienst tun. Denn sie weiß, dass der Glaube, der uns mit Gott verbindet, uns auch aneinander weist. Sie sieht auch keinen Selbstzweck darin, sich fremde religiöse Formen auszuborgen. Sondern sie achtet die Schätze, die ihr im christlichen Glauben anvertraut sind, und gewinnt daraus die Weite, auch die Schätze anderer zu würdigen.

Worum es in evangelischer Spiritualität geht, lässt sich immer wieder an einer Aussage des Apostels Paulus buchstabieren, die das Verhältnis zwischen Gottes Geist und unserem Geist zum Thema hat. Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsstet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater! Der Geist selbst gibt Zeugnis unserm Geist, dass wir Gottes Kinder sind. ... Desgleichen hilft der Geist unserer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt; sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen (Römer 8, 14-16.26).

Nicht um unseren Geist geht es also in evangelischer Spiritualität, sondern um den Geist Gottes.

Dekan Hans-Frieder Rabus



Jesus ja! – Bodenpersonal? Nein!

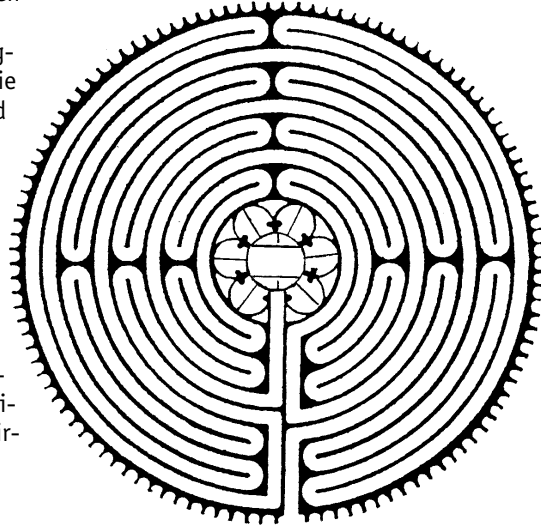
Predigt im Zweitgottesdienst „T(D)ankstelle“ am 12. Juni 2005 in Albstadt-Trailfingen im Anschluss an ein Anspiel, in welchem Witze über das „Bodenpersonal Gottes“ ausgetauscht wurden.

Ja, das Bodenpersonal... Man muss Witze drüber reißen. Weil man scheint's in der Kirche gerade nichts zu lachen hat. Das Geld bricht weg, wir müssen Stellen abbauen, die Leute laufen davon, wir können mit unseren Themen nicht mehr groß landen in der Öffentlichkeit. Und dann macht uns Evangelischen auch noch unsere katholische Schwesterkirche vor, wie man die Fernsehkanäle bildwirksam besetzt und die Leute in Massen nach Rom lockt. Da kommt man schnell auf die Idee, nach Schuldigen zu suchen: die Pfarrer sind schuld, würden die besser predigen und mehr Besuche machen. Die Kirchgänger sind schuld, da ist so ein heilig-mäßiges Geschmäcke, wenn man in die Kirche reinkommt. Die Gemeinden sind schuld, die wollen eigentlich nur Leute, bei denen alles glatt läuft: funktionierende Partnerschaften und Familien, normaler Lebenswandel. Alleinerziehende, Arbeitslose, halt so Zusammenlebende kommen bestenfalls als Empfänger von Diakonie in den Blick, gehören einfach nicht zur ersten Sahne. Oder auch die Leute selber sind schuld: die werden immer individualistischer, halten sich an keine Kir-

che, sondern basteln sich ihre Religion selbst zusammen. Man sucht und findet Schuldige dafür, dass es mit der Kirche nicht klappt. Das Bodenpersonal halt.

Dabei ist die Kirche gegründet als Ort, wo man die Schuld los wird, statt dass man Schuldige sucht. Das geflügelte Wort von Jesus ist: „Dir sind deine Sünden vergeben.“

Wer kennt das Labyrinth von Chartres?



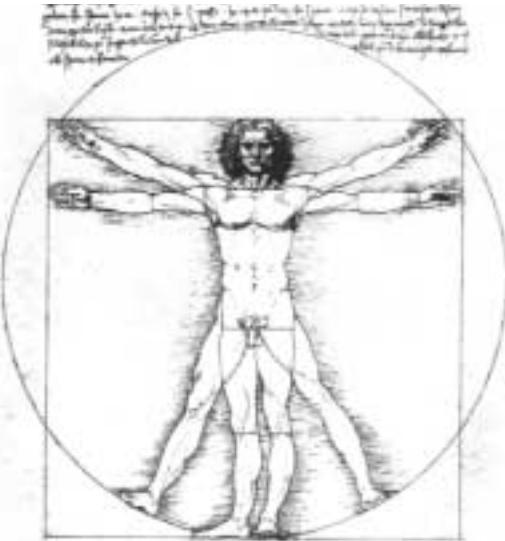
Lauter Wendungen um 180 Grad. Aber ein zielgerichteter Weg, bei dem niemand ewig irre geht. Es gibt keine Sackgassen. Genau das hat Jesus vertreten, das hat ihn selbst so fröhlich gemacht: es gibt keine Sackgassen im Leben. Du kommst gewiss zum Ziel, bist du nur bereit immer wieder umzudenken, umzukehren und neue Richtungen, Neuanfänge im Leben zu wagen. Und wie um dem noch eins draufzusetzen, geht er bewusst in die schlimmste und endgültigste Sackgasse hinein, den Tod, - und zeigt: Selbst das Ende ist ein Anfang.

Damit lässt sich leben. Fehlerfreundlich und fröhlich. Und die Kirche hat das auch oft geschafft. Der Evangelist Lukas berichtet, so sei das nach Pfingsten in der Jerusalemer Kirche gewesen, ein fröhliches Miteinander-Leben, Teilen, sich angstfrei teilhaben lassen, weil man miteinander beten konnte. Ein Franz von Assisi muss eine ansteckende Fröhlichkeit und Liebe ausgestrahlt haben ab dem Moment, wo er sich von seinen Bindungen freigemacht hatte, nämlich die Vorstellung seines vermögenden Elternhauses, was ein anständiges und lebenswertes Leben sei. Bei einem Martin Luther war es ebenso. Der wollte alles ganz recht machen, ging deshalb die größte aller Selbstverpflichtungen ein, die damals möglich waren: wurde Mönch, zermarterte sich Hirn und Herz, weil er sein Leben immer noch nicht als der göttlichen Norm entsprechend fand -und wurde so was von frei, als ihm aufging: Gott liebt dich, wie du bist, es ist seine unendlich tiefe Liebe, die dich trägt, voranlockt im Leben und formt.

Damals hat sich unter mancherlei Geburtswunden die evangelische Kirche gegründet, als Kirche der Freiheit, mit dem Motto: raus aus dem Kloster, rein in die Welt! Als Kirche, die den Einzelnen in seinem Gewissen ernst nimmt. Als Kirche, die keine Vermittler und Vordenker braucht, keine Heiligen und Päpste, sondern wo jeder gelehrt wird, seinen Glauben aus dem Wort Gottes selbst zu begründen. Als Kirche, die dem Berufstätigen und der Hausfrau größere Chancen im Himmel gibt als den Mönchen. Doch da gibt es eine Erfahrungsregel im Leben: Wenn du das Gute auf die Spitze treibst, kommt etwas Schlechteres heraus. So ging's an manchen Punkten der evangelischen Kirche, und deshalb stellt sich uns überhaupt die kritische Frage nach dem Bodenpersonal Gottes. Weil der einzelne Mensch sich immer freier fühlte, sagte er schließlich: ich mach mich auch noch frei vom Gottesdienstbesuch und von meiner Kirche. An Gott kann ich für mich selbst glauben. Weil jeder seinen Glauben aus seinem eigenen Gottesverständnis her begründete und kein oberstes Lehramt anerkannte, gab es laufend Spaltungen in der evangelischen Kirche. Das erhöht das Angebot (in den USA kann man studieren, was dabei an Vielfalt herauskam), aber es senkt die allgemeine Verbindlichkeit: die Kirchen organisieren sich wie Vereine und neutralisieren ihre Wirkung, weil keiner für alle sprechen kann. Und das Arbeiten blieb nicht nur eine Art Gottesdienst im Alltag, sondern wurde selbst zu Religion: die Leute beziehen Selbstbewusstsein und Zufriedenheit allein aus ihrem Berufserfolg. Das Gleichgewicht von „Bete und arbeite“ ist nach der einen Seite gekippt. Und zum Schaffen allein braucht man keine Kirche.

Wozu aber dann?

Knappe Antwort: Damit die Leute das bekommen, wonach sie in ihrer Seele dürsten, was sie zum Leben brauchen. Ich bringe es auf vier Gebärden:



- Ich bin größer als mein Scheitel
- Ich wurzele tiefer als meine Fußsohlen
- Ich reiche weiter als meine Hände
- Meine Mitte ist unergründlicher als mein Herz

Ich bin größer als mein Scheitel.

Das hat Jesus den Leuten gezeigt und Mut gemacht zu ihrer wahren Größe. Die verkümmerte Frau, er ruft sie vor Aller Augen in die Mitte der Synagoge und richtet sie auf. Auch du bist eine schöne, würdevolle Tochter Abrahams, sagt er. Die Kinder drückt er an sich, segnet, küsst sie: Ihr Kleinen seid die eigentlich Großen, seid mit euerm Zutrauen ins Leben ganz nah an Gott.

Ich bin größer als mein Scheitel. Bin am Wachsen, bin noch nicht fertig. Wir nehmen das ernst in der Kirche, indem wir nicht mit uns zufrieden sind, sondern an uns arbeiten: Halten wir uns genau genug an Gottes Gebote? Glauben wir fest genug? Üben wir genug Nächstenliebe? Die Kirche muss ständig reformiert werden, sagt Martin Luther. Und der Einzelne muss ein immer besserer Christ werden. Klar ist: die Welt sähe schlimm aus, viel schlimmer als eh schon, wenn es nicht Menschen gäbe, die das mit der Gottesliebe und Nächstenliebe genau umsetzen wollen. Aber oft verwechseln wir es mit einem Ideal und meinen: Christen sollten bessere Menschen sein als andere. Anständiger, ehrlicher, frommer. Und weil das nicht so ohne weiteres klappen will, schaut man lieber nicht auf die eigenen Fehler, sondern auf die Fehler anderer. Im Vergleich zu denen bin ich doch echt besser, sagt man sich insgeheim. Doch Ideale können mörderisch sein. Menschen, die zu sehr ihren Idealen folgen, werden perfektionistisch, hart mit sich selbst, unbarmherzig mit anderen. Sie versuchen manchmal mit Gewalt zu erzwingen, dass das stürmische, unberechenbare, begehrende und nimmersatte Leben sich ihren Normvorstellungen fügt. Sie werden eng, arbeiten mit Verboten sich selbst und anderen gegenüber und gehen am Strom des Lebens mit all seinem Saft und Kraft und auch Turbulenzen vorbei. Damit sie ihrem Ideal treu bleiben.

Das spüren die Leute. Und das macht sie einfach nicht an. Wenn das Bodenpersonal es allzu perfekt machen will, riecht das nimmer lockend, sondern unfroh und verklemmt. Aber die Leute wollen nicht

unsere Ideale wissen, sondern unsere Menschlichkeit spüren. Und ich meine, sie haben dabei einen guten Instinkt für das, was Jesus wirklich wollte: dass wir nämlich nicht versuchen sollen, halbe Götter zu sein, sondern ganze Menschen. Drum wird er nicht müde zu sagen: Klar, du wolltest leben, du hast dabei Fehler gemacht, bist schuldig geworden. Aber das macht nichts. Das ist dir vergeben. Und weil du vor Gott nicht perfekt sein musst, kannst du ein neues Leben anfangen. Eines, das ehrlich ist vor allem dir selbst gegenüber mit deinen Sehnsüchten und Schwächen. Und das dadurch ansteckend fröhlich wird. Dietrich Bonhoeffer beschreibt im Gefängnis, wie er es aufgegeben hat, ein Heiliger zu werden. Er wollte nur noch glauben lernen. Und das heißt bei ihm: sich so, wie man ist, in die ausgebreiteten Arme Gottes zu werfen. Und er schließt seinen Brief mit dem Satz: „Und so wird man ein Mensch, ein Christ“ - achten Sie auf die Reihenfolge.

Ich wurzele tiefer als meine Fußsohlen.

Paulus hat daran erinnert: „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“. Er meinte damit: Keiner fängt mit dem Glauben bei Null an und darf sich groß was drauf einbilden. Vielmehr hat der jüdische Glaube für uns Christen eine unwiderrufliche Bedeutung. Auch Jesus redet in seinen Gleichnissen von der Grundlage: Du willst dein Leben als ein stabiles Haus bauen? Achte mal auf den Untergrund. Manche stellen ihr Ding halt auf den Sand. Da kommt man schnell ins Rutschen. Wie wär's stattdessen mit felsigem Grund? Der hält ganz anders.

Dass andere uns halten müssen, damit unser Leben Halt bekommt, merkt vielleicht das Kind und dann wieder der alte Mensch. Dazwischen vergisst man es leicht, auch im Urteil über die Kirche. Doch unsere Kirche ist ein Halt, eine starke Wurzel. Mit allen Glanzzeiten und allen Fehlern, von den Kreuzzügen bis zum Versagen gegenüber den Nazis, vom Mönchsvater Benedikt, der Europa mit seinen Klöstern als Gebetszentren eine Seele gab, bis zu Johann Hinrich Wichern, dem Erfinder der evangelischen Diakonie. Wir zehren vom Glauben und der Liebe unserer Vorfahren. Ihr Beten und Hoffen steckt noch in unseren Kirchenmauern, klebt an den alten Abendmahlskelchen. Ihre Versuche, den Glauben zu bekennen und das Leben zu gestalten, können mir helfen, im Gespräch mit ihnen meinen eigenen Standpunkt zu finden.

Aber wir dürfen nicht von der anderen Seite vom Pferd fallen, nämlich das Alte nur nachbeten und alles Neuere als Abfall vom rechten Glauben verwerfen. Sonst sind wir Fundamentalisten, und die machen mancherlei Unheil in der islamischen aber auch westlichen Welt. Weil sie so tun, als wären die Antworten von damals die Lösungen von heute. Und weil sie aus dem riskanten Ruf Jesu in seine Nachfolge ein Rezeptbuch mit Garantieschein machen: mach es so, wie es damals in deine Heilige Schrift geschrieben wurde, dann bist du auf der richtigen Seite. Jesus redet mal von einem Glauben, der zu dem Baum sagt: löse dich mit deinen Wurzeln aus dem Erdreich und wirf dich ins bewegte Meer. Das bedeutet für mich: Ich brauche Wurzeln wie ein Baum, brauche Tradition und den Glauben der Menschen vor mir.

Aber wenn ich nicht bereit bin, das Altbewährte hinter mir zu lassen, wenn es Zeit ist, wage ich nicht, Jesus nachzufolgen und mich ins Meer der Liebe Gottes zu versenken. Und übrig bleibt das wenig einladende Gefühl, das mir am deutlichsten beim reichen Jüngling rauskommt, den Jesus rief: der hat's nicht geschafft, sich zu lösen, und landete in einer zähen Traurigkeit tief innen in der Seele. Gibt's dieses Schweregefühl auch beim heutigen Bodenpersonal Gottes?

Ich reiche weiter als meine Hände.

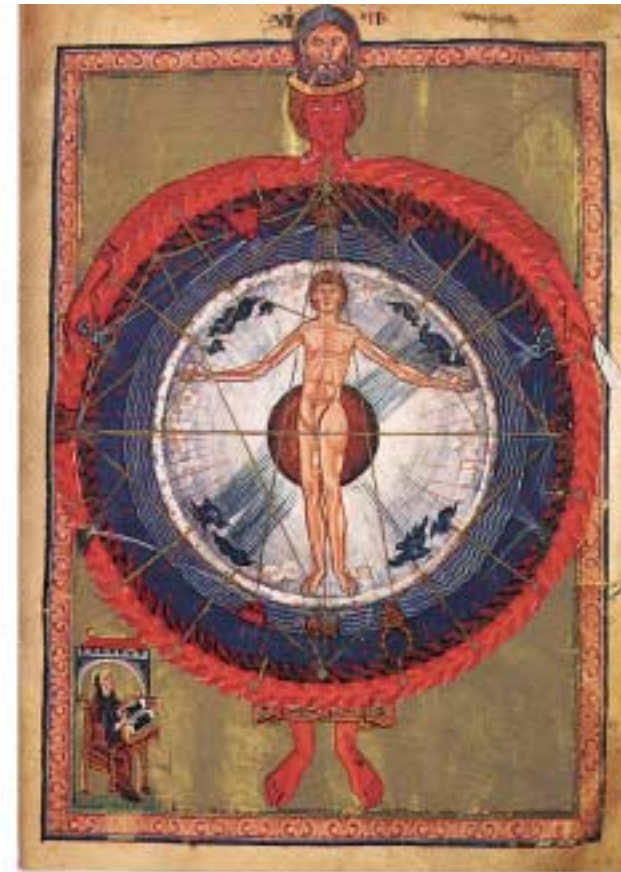
Das heißt: Ich brauche andere, um überhaupt zu mir selbst zu kommen. Ich brauche meine Herkunftsfamilie, meine Freunde, meine Arbeitskollegen, - brauche eine Gemeinde. Das kann meine Wohngemeinde sein, muss es aber nicht. Heutige Menschen sind in ihrem Lebenslauf so mobil oft wie Nomaden. Da ist eine Ortsgemeinde manchmal zu verbindlich, will gleich Beteiligung auf Dauer, und das schreckt ab am Bodenpersonal, auch wenn man es bestimmt gut meint. Trotzdem: Keiner kann allein Segen sich bewahren. Auch wenn es Einsiedler gab im Christentum, - die volle Wahrheit Gottes findet ein Mensch erst mit und durch andere. Weil nämlich Gott selbst Mensch geworden ist, hat er uns Menschen gewürdigt, dass wir Ihn, Gott selbst, einander nahe bringen und verkörpern.

Gott annehmen und aufnehmen, das ist etwas Ursprüngliches, Stilles, unendlich Bewegendes und Verborgenes. Niemand, der Durst hat, kann einen anderen für sich trinken lassen. Aber damit es wirklich Gott bleibt, den ich trinke, braucht's den anderen Menschen. Darum nehmen wir uns das

Heilige Abendmahl nicht selber wie im Supermarkt, sondern wir reichen einander die Gaben und üben das Empfangen. Dietrich Bonhoeffer hat das klassisch ausgedrückt: „Der Christus im eigenen Herzen ist schwächer als der Christus im Wort des Bruders.“ Wir begleiten einander auf dem Weg, trösten, ermutigen, und wenn es eine sehr vertraute Gemeinschaft ist, können wir einander auch Splitter aus den Augen des Herzens ziehen und die Wahrnehmung schärfen. Ich biete in Ludwigsburg seit acht Jahren Exerzitien im Alltag an, das sind geistliche Übungen zum betrachtenden Gebet. Ich bin dabei immer wieder überrascht, wie sehr sich Menschen nach einer geistlichen Begleitung sehnen. Wie wichtig es ist, im Gespräch mit einem andern seine Erfahrungen und Sehnsüchte zu besprechen und die Kunst einer Unterscheidung der Geister einzuüben: Inwiefern könnte in dieser Erfahrung mir Gott begegnen, mich beschenken, mich weiter voranrufen, mich mehr zur Liebe locken? Emmauswege sind das. Mit einem Menschen eine Strecke weit gehen, bis ihm die Freude erwacht, und ihn dann weiterziehen lassen. Auch das ist in meinen Augen eine legitime Form von Gemeinde - für Nomaden eben, die unterwegs sind.

Meine Mitte ist unergründlicher als mein Herz.

Da steht er, der Mensch in der Mitte, die Erdkugel mit ihren Sphärenhüllen weit überragend, angeblasen von den vier Winden, umgeben von Wassern der Schöpfung und der Chaosfluten, angehaucht oder angefaucht von Tierwesen, die wie kosmische Sternzeichen die Schicksalskräfte verkörpern mögen. Da steht der Mensch,



nackt und zugleich sich selbst verborgen. Entdeckt immer neue Seiten in sich. Höhenflüge, Geist, Liebe und Abgründe an Bosheit oder Verzweiflung. Die Hände geöffnet, hilflos, fragend, angewiesen, empfangend, Segen abstrahlend. Und um ihn herum die glühende Umarmung, der Flammenkreis der Liebe Gottes, die in Jesus Gestalt gewann. Der wiederum überragt vom Angesicht Gottes, den man nicht malen kann und der deshalb den Bildrahmen überschreitet, transzendiert. Da steht das Bodenpersonal Gottes und fragt

sich vielleicht mit Bonhoeffer: Wer bin ich? Das, was die Andern an Kleidern, Rollen, Masken, geübtem Wohlverhalten und auch Fehlern an mir sehen? Oder das, was ich selbst sehe und dennoch in seiner Unergründlichkeit nur ahne - ich, nackt vor mir selbst, nackt vor Gott. Und nur er kennt mich, und weil er mich liebend umarmt, darf ich sagen: Dein bin ich, o Gott.

Der nackte Kosmosmensch erinnert mich: Gott wählt sein Bodenpersonal nach anderen Kriterien aus, als sie uns schmecken und einleuchten. Viel unergründlicher. Vielleicht so, wie mit dem Pfarrer und dem Busfahrer. Die kommen beide an die Himmelstür, und der

Busfahrer darf rein, der Pfarrer muss draußen bleiben. Der ist natürlich ganz entgeistert und fragt Petrus, wie das sein könne, wo er doch sein Leben lang für den Herrn gearbeitet habe als Bodenpersonal. Antwort des Petrus: Wir schauen auf das, was hinten rauskommt. So wie du gepredigt hast, haben die Leute geschlafen. Aber so wie der Busfahrer gefahren ist, haben alle Leute gebetet.

Maika Sachs



Gott will wachsen lassen. – Packen wir´s an!

Im Vorfeld der Landesversammlung der Evangelischen Sammlung am 17. September 2006 führte Pfarrer Joachim Stricker ein Gespräch mit der Referentin, Pfarrerin Maika Sachs, Inhaberin der Projektstelle „Wachsende Kirche“ beim Amt für Missionarische Dienste, Stuttgart.

Frau Sachs, Sie sind seit September 2004 auf die Projektstelle „Wachsende Kirche“ berufen. Waren Sie von Anfang an überzeugt von diesem Projekt?

Wie sich das Projekt entwickeln würde, war natürlich nicht abzusehen, aber von der Idee war ich ganz sicher überzeugt. Zwar entmutigt uns heute der Augenschein, wenn wir auf Mitgliederzahlen und Finanzen der Kirche schauen, die ja in einem stetigen Rückgang begriffen sind. Aber gleichzeitig ist die Botschaft der Bibel ganz klar eine andere: die Gemeinde Jesu und damit auch die Kirche sind auf Wachstum angelegt. Das Wachsen ist ihr verheißen und daran will das Projekt als allererstes erinnern.

Was sind konkret Ihre Aufgaben?

Zunächst einmal ging und geht es darum, für das Projekt zu werben. Dann sollen Modelle für eine wachsende Kirche gesammelt, dokumentiert und multipliziert werden. Und gleichzeitig versuche ich, zusammen mit vielen anderen neue Ideen in die Tat umzusetzen in so genannten Erprobungsprojekten. Das al-

les will dann natürlich geplant, abgesprochen und vorbereitet sein.

Ist das nicht zu viel von Ihnen und Ihrer Projektstelle erwartet, dass dies das erhoffte Wachstum in der Kirche hervorbringen soll?

Das Wachstum der Kirche bringt natürlich niemand anderes hervor als Christus selbst. Die Projektstelle macht einfach darauf aufmerksam, dass er es tut. Ein erster Schritt in der theologischen Arbeit über das Thema ist für mich immer, dass die Zuhörer und Mitarbeiter erkennen, was schon alles wächst in einer Gemeinde, und zwar auch da, wo schon lange kein neues Gesicht mehr im Gottesdienst aufgetaucht ist. Erst dann geht es weiter mit der Frage: Was lässt sich darüber hinaus tun, damit Neues aufbrechen kann?

Welche Befürchtungen hatten Sie, als Sie diese Stelle antraten?

Der Gedanke, dass es um die Weite einer großen und vielfältigen Landeskirche geht, macht mich bis heute manchmal beklommen und ich muss auch mich damit trösten, dass die kleinen Schritte zählen und manches mehr Zeit braucht, als mir lieb ist.

Eine andere Befürchtung war und ist, dass das Thema zerredet wird, ohne dass sich etwas ändert, oder dass es gar in alten theologischen Grabenkämpfen untergeht. Ich glaube nicht, dass wir alle am Ende gleicher Meinung sein müssen, Positionen

sind gewachsen und immer auf beiden Seiten sehr wohl durchdacht. Aber ich meine, es ist Zeit zu erkennen, was wirklich wichtig ist, damit Menschen den Christus kennenlernen, um den es in der Kirche geht.

Sie setzen sich mit ganzer Kraft für dieses Projekt ein. Was fasziniert Sie am meisten an dieser Aufgabe?

Von Victor Hugo las ich den Satz: „Nichts ist so stark wie eine Idee, deren Zeit gekommen ist.“ Ich staune immer wieder, wie bereit Gemeinden und die Menschen in ihnen für das Thema „Wachsende Kirche“ sind. Vieles ist schon begonnen worden, manches hat sich schon bewährt und doch ist die Bereitschaft da, einen weiteren Schritt zu tun, damit Veränderung geschieht und neue Menschen Zugang zu unseren Gemeinden finden. Deshalb staune ich, wie viele Anfragen und Beiträge das Projekt auch ohne mein Zutun bereits erhalten hat.

Was ist besonders beschwerlich?

Bedauerlich finde ich es, dass an manchen Stellen kritisch über das Projekt gedacht und geredet wird, weil es als Anfrage und nicht als Ermutigung empfunden wird. Wie es dazu kommt, weiß ich nicht, aber offensichtlich erweckt schon der Name „Wachsende Kirche“ den Eindruck, da käme jetzt jemand, der wüsste, wie die Kirche wachsen kann und alle bisherigen Bemühungen seien damit abgewertet. Dabei möchte „Wachsende Kirche“ gerade aufnehmen und verstärken, was schon geschehen ist, es möchte ermutigen, im Alltagsgeschäft einer Gemeinde das Wachsen ins Visier zu nehmen. Die andere Beschwer liegt für mich in ei-

ner tiefen Angst, Vertrautes zu hinterfragen und auf Veränderungsmöglichkeiten zu prüfen. Ich meine: wer fest in einer Christusbeziehung verankert ist, kann gelassen mit den Formen umgehen, in denen sich diese Beziehung ausdrückt. Wer also Angst hat, Äußerlichkeiten zu verändern, den möchte ich fragen, wie es mit seiner Christusbeziehung bestellt ist.

Wie können Gemeinden sich in dieses Projekt einbringen?

Gemeinden und ihre Mitarbeiter sind eingeladen, sich den Termin des Kongresses „Wachsende Kirche“ vom 4.-6. April 2008 vorzumerken. An diesem Wochenende wird es ein breites Angebot von Themen und praktischen Beispielen aus unserer Landeskirche vorgestellt, wie das Wachstum in Tiefe und an Zahl in vielfältiger Weise gefördert werden kann.

Bis dahin freue ich mich über Gemeinden, die bereit sind, entweder von ihren Erfahrungen zu erzählen oder sich mit mir auf einen neuen Weg einzulassen. Mag sein, da sind Ideen, die es gilt umzusetzen, mag sein, es besteht schlicht die Bereitschaft, Zeit und Kraft für ein neues Modell zu investieren. Vielleicht gibt es ja auch bei Ihnen eine Zielgruppe wie die Ausgetretenen, die jungen Senioren oder die Kindergarteneltern, die neu entdeckt werden kann. Vielleicht denken Sie an ein Programm, das den Sonntagsgottesdienst erfrischt, das Glaubensleben im Alltag der Gemeindeglieder verankert oder an neuen Orten Angebote der Gemeinde schafft. Der Vielfalt sind keine Grenzen gesetzt.

Frau Sachs, Haben Sie vielen Dank für Ihr Anteilgeben.

Elisabeth Jachan

Friedrichs Vater



Es war im Jahre 1917, wenn ich mich recht erinnere. Ein karges Jahr, in dem die Armut wucherte und der Krieg die Lebensmittelrationen bis zum kaum Erträglichen gesenkt hatte.

Pastor Schneidereith war zu seinem Superintendenten bestellt worden. „Lieber Amtsbruder“, sagte der Superintendent, „Sie müssen mich in dieser Woche zweimal vertreten. Ich muss zur Synode nach Berlin.“

Er deutete auf einen Stuhl in der Sitzecke seines Amtszimmers, er holte sein Notizbuch vom Schreibtisch und blätterte mit nervösen Händen. „Wo steht es denn nur?“ murmelte er und setzte sich Pfarrer Schneidereith gegenüber. „Die Felder sind zu klein für all die Notizen. Ah, hier Da ist also zunächst die Beerdigung der Frau vom Fleischer Selbmann. Kein Problem, wir haben sie alle gut gekannt. Außerdem ist da die goldene Hochzeit in der Familie Friedrich.“ Er hob den Blick, er sah Pfarrer Schneidereith lächelnd an. „Sie kennen Friedrichs Vater?“ fragte er. „Wer kennt ihn nicht?“ lächelte er zurück. „Ja, also zu dieser goldenen Hochzeit gibt es einiges zu sagen“, meinte der Superintendent. Ein Schmunzeln ging über sein Gesicht. „Erlauben Sie mir, lieber Amtsbruder, dass ich mir eine Zigarre anzünde. Ich weiß, Sie sind Nichtraucher, meine Rauchwolken werden Sie hoffentlich nicht stören.“

Der Superintendent öffnete einen Holzkasten, der vor ihm auf dem Tisch stand, und Pastor Schneidereith sah amüsiert zu, wie er aufmerksam den Inhalt überprüfte, endlich ein zusagendes Exemplar fand und nachdenklich daran roch. Der Superintendent fühlte seinen Blick. „Jeder Mensch hat seine Schwächen“, sagte er, „ich hoffe, diese wird mir der einst verziehen.“ Er zündete ein Streichholz an und sog dann genießerisch an der Zigarre. „Nun hören Sie zu, mein Lieber! Kommt da eines Tages Friedrichs Mutter aus der Siedlung angehumpelt und meldet die goldene Hochzeit an. „Ja, liebe Frau Friedrich“, sage ich, „da müssen Sie schon Ihren Mann mitbringen! Sooo geht das nicht!“ Sie rutscht verlegen auf dem Stuhl hin und her. „Mein Mann“, stottert sie, „mein Mann ...!“ „Ich kann mir denken, Mutter Friedrich“, falle ich ein, „er ist mal wieder nicht da.“ Sie seufzt. „Ja“, gibt sie zu, und dann kommt es hastig: „Aber er ist schon über acht Wochen weg, er muss jeden Tag kommen!“ Eine schwache Röte steigt langsam in das faltige, blasse Gesicht. „Es tut mir leid, Friedrichs Mutter“, sage ich, „Sie sind eine große Familie, lassen Sie die Umgebung absuchen.“ „Das Anmelden ... Sie meinen - Sie meinen, das kann ich wirklich nicht allein, Herr Pastor?“

„Nein, meine Gute“, sage ich, „ich muss mich an meine Vorschriften halten.“ Sie geht und kommt nach einer Woche

tatsächlich mit ihm wieder. Er, Friedrichs Vater, dreht seine alte Matrosenmütze in den Händen, der Oberkörper bewegt sich vor und zurück. „Da wäre ich alsdann, Herr Paster“, sagt er verlegen. Wir erledigen also die Formalitäten, er steht nach jeder Frage auf wie ein Schüler und antwortet stehend. Zum Schluss sage ich: „Friedrichs Vater, ich muss mich wundern, dass Sie Ihre goldene Hochzeit so feierlich begehen wollen. Sie haben, genau genommen, nur



wenige Ehejahre hinter sich, die meiste Zeit über haben Sie Ihre Frau allein gelassen. Seien Sie offen: Was treibt Sie dazu?“ Friedrichs Vater lächelt verschmitzt. „Sie haben recht, Herr Paster, ich will nicht lügen in dieser heiligen Stunde!“ Er sagte wirklich: heilige Stunde! „Wissen Sie, Herr Paster“ - und nun flüstert er -, „es gibt nämlich eine Fleischzuteilung dafür, verstehen Sie, eine ziemlich große. Meine Familie will nicht darauf verzichten. Sie wissen ja, meine Familie ist groß ...“ Er beginnt zu schwitzen. „Sie spielen Mundharmonika, nicht wahr, Friedrichs Vater?“ sage ich. „Zu Befehl, Herr Paster.“ Er nickt mehrmals mit dem Kopf. „Welche Choräle ken-

nen Sie noch?“ frage ich weiter. Er sieht mich mit geöffnetem Mund verständnislos an. „Welches was?“ fragt er. „Ich meine, welche Kirchenlieder kennen Sie noch aus der Jugend?“ Er denkt nach, er dreht die Mütze mal rechtsherum, mal linksherum. „Lobe den Herrn“, sagt er aus der langen Versenkung heraus, „Lobe den Herrn“ und „So nimm denn meine Hände“. „Nun hören Sie mal gut zu, Friedrichs Vater“, sage ich. „Goldene Hochzeit machen wegen einer Fleischzuteilung ist nicht das Richtige, es ist schäbig vor Gott. Deshalb stelle ich eine Bedingung: Sie bringen der Familie mit Hilfe Ihrer Mundharmonika die beiden genannten Lieder bei, alle Strophen, verstanden? Es ist ja nicht gut möglich, dass ich bei solcher Feier auch noch solo singe.“

Er verspricht mir, das Seinige zu tun, die beiden schieben ab. Als ich die Tür hinter ihnen schließe, höre ich die Alte sagen: „Na, das hat ja noch jut jejangen. Nu rennst de aber nich jleich wieder weg...“ Der Superintendent strich vorsichtig die Asche seiner Zigarre ab, er sah Pfarrer Schneidereith lächelnd an. „Tut mir ja eigentlich leid, dass ich diese Amtshandlung nicht selbst vornehmen kann.“ Pfarrer Schneidereith dachte auf dem langen Heimweg, den er zu Fuß zu machen hatte, über den Fall Friedrich nach. Er selbst war erst fünf Jahre am Ort, und in dieser Zeit hatte er alle Viertel- oder Halbjahre Friedrichs Vater gesehen und gesprochen. Da war der nämlich im Mor-

Herr Paster, das will ich ja nun woll!" Das war die dritte Überraschung. Die vierte erlebte Pastor Schneidereith nicht mit. Sie wurde ihm von der jüngsten Tochter Lydia auf der Straße übermittelt: Friedrichs Vater war zwei Tage nach der goldenen Hochzeit wieder verschwunden. Die Sterne, der Strom, der Heuschober, was gab's da zu sagen? Es war im Oktober darauf. Reif lag auf dem Rasen und auf den welken Blättern. Frau Pastor Schneidereith wischte die beschlagenen Küchenfenster ab, da bemerkte sie die Umrise eines Menschen, der sich mühte, auf der Mundharmonika zu blasen. Es gelang ihm nicht, sein hagerer Körper wurde von Hustenanfällen geschüttelt. „Gerhard“, rief sie ins Wohnzimmer hinein, „Friedrichs Vater, schnell, lass ihn ein!“

Pastor Schneidereith kam zur rechten Zeit. Er fing den totenblassen alten Mann in seinen Armen auf. Friedrichs Vater wurde von den Pastorsleuten in der Kammer neben der Küche zu Bett gebracht. Er war kaum imstande, den heißen Tee zu schlucken, den der Pfarrer ihm einflößen wollte.

„Ich werde Friedrichs Mutter holen“, flüsterte die Pfarrfrau ihrem Mann zu. „Bleib du bei ihm sitzen.“

Pastor Schneidereith sah voller Mitleid auf den Erschöpften. Der versuchte zu sprechen.

„Ob Gott mir ...“, brachte er mühsam hervor, „ob Gott...“ „Er wird“, sagte Pastor Schneidereith beruhigend. „Wenn ich, ein armseliger Mensch, Ihnen vergebe, wieviel mehr wird es unser lieber, gnädiger Gott...“

Friedrichs Vater lag mit geschlossenen Augen, sein Atem ging pfeifend. Unruhig bewegten sich die wachsbleichen Hände auf der Decke. Und dann versuchte er, auf einer unsichtbaren Mundharmonika zu blasen. Doch bald fielen die Hände schwer auf die Decke herab. „Lobe den Herren“, hauchte er, „lobe ...“ Und dann war es still in der Kammer, sehr still. Als Friedrichs Mutter kam, aufgeregt, mit febriger Röte, sah sie in ein bleiches Gesicht mit einem fernen Lächeln. Sie sank auf den Stuhl hin, den ihr der Pastor zugeschoben hatte. Sie legte die Schürze vor die Augen. „Treu war er“, schluchzte sie leise, „ja, treu, alles, was recht ist.“

Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Der Fächer, 25 Jahre christliche Prosa in der DDR, Christliche Verlagsanstalt Konstanz, 1972



Adressen der Autoren

Dekan Hartmut Ellinger
Widerholtplatz 4
73230 Kirchheim / Teck
E-Mail: hartmut.ellinger@gmx.de

Bischof Dr. Wolfgang Huber
Georgenkirchstraße 69
10249 Berlin

Dekan Hans-Frieder Rabus
Marktplatz 8
71634 Ludwigsburg
E-mail: dekanat@evk-lb.de

Pfarrerinnen Maike Sachs
Kirchbergstraße 37
72813 St. Johann
E-mail: Maike@Sachs-Lushnja.de

Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
Internet: www.evangelische-sammlung.de

Vorsitzender: Pfarrer Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach
Stellvertretende Dekan Hartmut Ellinger, Widerholtplatz 4, 73230 Kirchheim/Teck
Vorsitzende: Pfarrerin z. A. Elke Maihöfer, Bei der Kirche 8, 72224 Ebhausen
Geschäftsstelle: Renate Klingler, Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach,
Tel. (07125) 94 67 228, Fax (07125) 94 67 221,
E-Mail: evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de
Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle.

Redaktion Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer,
der Rundbriefe: Renate Klingler, Elke Maihöfer
Der Rundbrief erscheint viermal jährlich.

Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart (BLZ 600 606 06) Kto 414 271

Rechner: Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Str. 28, 73655 Plüderhausen

Layout/Satz: ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen

Druck: St. Johannis Druckerei, Lahr